

U

nterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



19. Jahrgang 1919. Nr. 13.

Allerlei von Jens Peter Jacobsen.

Dichtungen und Bilder.

(Nachdruck verboten.)



Der große dänische Dichter Jens Peter Jacobsen, dessen farbenglühende Stimmungskunst den stärksten Einfluß auf unsere jungen Dichter gewonnen hat, hat in Deutschland eine zweite Heimat gefunden, so daß wir in ihm einen unserer Künstler verehren und lieben. Aber großen Plänen ist der früh Verstorbene, dessen Dichten von dem unirdischen Schimmer einer anderen Welt verklärt erscheint, dahingegangen, und nun, da uns seine Persönlichkeit bereits historisch geworden ist, wird der Wunsch rege, neben dem Vollen- deten auch das Unvollendete, die Fragmente und Ent- würfe, die er hinterlassen, kennen zu lernen. Erst diese fargen Vermächtnisse lassen den Verlust voll ermessen, den das Dahinscheiden des Achtunddreißigjährigen der Weltliteratur gebracht hat. Aus diesem Grunde nimmt der Insel-Verlag in die deutsche Gesamtausgabe, die in den nächsten Tagen erscheinen wird, auch die un- vollendeten Dichtungen und Bilder auf, die sich noch vorgefunden haben; zugleich erhält diese Ausgabe durch die Veröffentlichung der Naturwissenschaftlichen Schriften des Dichters, der zuerst als Botaniker die Natur beobachten gelernt hat und dann als der erste wissenschaftliche Vor- kämpfer Darwins in Dänemark aufgetreten ist, eine Voll- ständigkeit, wie sie bisher noch keine dänische Ausgabe besaß. Nachstehende Proben mögen für sich selber sprechen.

Doktor Faust.

Es kam ein Reitersmann durch einen Hohlweg in einem Walde geritten.

An beiden Abhängen hinauf standen große, kahle Tannen, ganz hoch oben hinauf, bis der Wipfel der obersten in der Sonne stand; aber da unten, da war es dunkel, und das Licht war farg.

Und der Lenzwind kam schwer durch den Weg daher.

Und der Reitersmann kam auch schwer, und er schleppte eine große Sense hinter sich drein, so daß sie mit ihrer blitzblanken Spitze in der schwarzen Erde pflügte.

Auf fahlgelbem Roß saß er, und alt saß er vorn- über im Sattel, in Falten und Bauschen von Wallendem und Schwarzem, mit einer weißen, mageren Hand um den Schaft der Sense.

Er war größer, als Menschen sind, und es war kein Weißes in seinen Augen, nur das Schwarze, das sieht. Und wohin er ritt, da ward die Luft um in her

erfüllt von dem modrigen, erdigherben Dunst aus dem feuchten welken Laub, das gäerte, aus dem Boden, der verfaulte, aus den Baumstumpfen, die vermoderten und in Zunder übergingen, und aus dem Moos, das ver- pitterte. Und von den hohen Bäumen prässelten die alten trockenen Zweige nieder und machten Lärm und machten es still, so daß der Hufschlag seines Pferdes war wie der einzige Laut in der Welt.

Und der Hufschlag noch eines Pferdes, hinter ihm, weit weg.

Er hielt an und lauschte; dann nickte er, als ver- stünde er, und er ritt weiter.

Es währte eine Weile, dann kam ein anderer Reitersmann zum Vorschein auf einem Pferd, das rot war.

Auch er war größer, als Menschen sind, aber er war anzusehen wie ein Bursche von ungefähr zwanzig Jahren mit blondem Flaum auf den glatten Wangen und um den goldenen, lächelnden Mund.

Halb aus Beiderwand und aus Königspurpur zur Hälfte war seine Kleidung; aber die schlanken Glieder kamen blendend nackt hervor unter dem Beiderwand und unter dem Purpur, heidnisch nackt. Denn es war Amor, dieser Bursche mit den Locken, die sich um sein Haupt kräuselten wie güldene Späne, und auf seinem Rücken hing der Köcher mit den Pfeilen, aber den starken Bogen hatte er in die Mähne des Pferdes geknotet.

Und wohin er ritt, da krümmten die Farnen ihre braunzottigen Schnörkel über die Erde empor, das modrige Laub ward lebend von gelben und weißen Schößlingen, und tausend Keime traten aus ihrem Winterschlaf, während überfrische Blumen unter dem Dunkel der Winterblätter hervorblauten, während die Knospen über seinem Haupte im Schwellen lichter wurden und während Zugvögelscharen gleich schwarzen Zeichen über den graublauen Himmel dahergesegelt kamen.

Amor ritt an die Seite des Alten mit der Sense. Sie nickten einander zu und ritten dann selbänder durch den Hohlweg, ohne zu reden; und als der Weg aus dem Walde herauskam und sie quer über das Feld mit sich nahm, nach der Heerstraße, und sie die große Stadt gerade vor sich hatten mit ihren braunen Dächern, ihren hochragenden und grauen Turmzinnen und ihren gold- schimmernden Kuppeln, da nickten sie einander wieder zu mit einem Lächeln.

Und sie ritten auf der Heerstraße dahin, die sich breit und grau schlängelte, schmaler und schmaler in der ferne, bis sie als feiner, weißer Faden in das schwarze Auge an einem der roten Tore der Stadt hineinlief.

Und sie ritten.

Dicht vor dem Tore war ein großer, kahler Krautgarten mit krummstämmigen Apfelbäumen, und in dem ein Haus, das Siebel für Siebel aufgeschossen war unter langen steilabfallenden Ziegeln und dessen viele schwarzen Schornsteine hintereinander mit eisernen Stangen und mit strammen eisernen Ketten gestützt waren.

Dort machten sie Halt.

Nach Osten zu war da ein Fenster, so groß wie ein Tor, ein unendliches Dambrettmuster von winzig kleinen, in Blei gefaßten Knorren aus Glas. Es war geöffnet und in die Mauer festgehaßt, und in der toßgroßen Öffnung stand Doktor Faust und starrte nach der Richtung hinaus, in der, wie er wußte, der Wald und der Hohlweg lagen.

Und der Tod und Amor ritten vor das Fenster, unsichtbar, wie sie waren, ohne einen Schatten zu werfen.

Und da hielten sie, größer, als Menschen sind, und der Wind klatschte mit dem schwarzen Mantel des Todes und mit Amors Purpur, und ihre großen Pferde streckten die Hälse durch das Fenster hinein und beugten sich, halb im Schlaf, mit den schweren Köpfen über Bücher und Pergamente, auf ihrem Zaumwerk knauelnd, und der Schaum aus ihren Mäulern tropfte in Flatschen nieder auf schwarze Schriftzeilen und farbenkräftige Initialen.

Ein Gedanke drängte sich Doktor Faust stärker auf als der andere, wie er da stand, seine Handflächen auf das breite Fensterbrett gestützt, eine ringgeschmückte Hand vor jedes Pferdes Maul. Und das Licht hob die klare Bleichheit seiner Stirn und seines Antlitzes hervor und zählte jedes Haar in seinem dunklen gelockten Bart.

Hörbar klang jeder Gedanke von ihm über die beiden Unsichtbaren da draußen.

— Jetzt bin ich vierzig Jahre, — dachte er: — zehn, zwanzig, dreißig Jahre kann ich noch leben, dann ist alles vorbei!

Wieder ist es Frühling, wieder habe ich ein Jahr weniger zu leben . . .

(Der Tod kommt, um den vierzigjährigen Doktor Faust aufzusuchen; aber Amor bittet für ihn, und der Tod schenkt ihm neue vierzig Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit kommen die beiden wieder geritten, um ihn zu holen. Sie finden einen Greis, dem die Jahre nichts genutzt haben: seine Kraft war vor vierzig Jahren verbraucht, die ganze letzte Hälfte seines Lebens ist ein totes Leben gewesen.)

Eine Reiseerinnerung.

Draußen in dem weißen, blendenden Licht über dem See kam ein Boot daher: eine kleine, schwarze Planke, ein graues Segel, gewiegt und geworfen, schwindend getaucht, kommend gehoben, weggeblitzt, hervor-geblitzt von dem blendenden Glanz.

Dann wurde es von der Landzunge verborgen.

Es war nicht ein Segel da draußen zu sehen, nicht einmal ein weißbusiger Vogel unterbrach die weite Fläche des Sees, und breit und blau, wie der Himmel niemals blau ist, strahlte das Wasser unter dem vollen, mächtigen Lichtfall des Tages; weiß und lila getönt in nebeliger Ferne, silbergestreift kobaltblau oben unter dem Bergschatten, goldkörnig glitzernd, goldkörnig wimmelnd über der Tiefe dahin und auf der breiten, weiten Uferung in reichem und farbengesättigtem Azurblauen, gewiegt in runden, kammlosen Wogen, glatt wie gleitendes Glas, wie Kristall, das in tadelloser Klarheit schwillt, erhellet von eisblankem Licht, beschattet von seegrünem Schein — sah man die Wasser des Gardasees.

Und dann wieder schoß das Boot da draußen vor der Landzunge sicher und unverdrossen dahin in dem sterbenden Wind, näher und näher, vorbei an den niedrigen grauen Olivenfeldern, hinein unter des Monte Baldos lehmbraune Hügel, und noch näher, wo die grasgebundene Sandzunge sich vorstreckt, so ganz nahe mit schlaffen Segeln und fast keiner Fahrt, langsam an die Bretterbrücke des Hotels herangeleitend.

Da waren nun die Zweie im Boot, ein rotbemühter Fischer und ein blondhaariger Fremder, der gleich an Land stieg und träge oder träumend in den Garten ging. — — —

Darwin.

Die Natur ist wie ein wunderbar großes Schloß mit Tausenden von Sälen und Zellen, mit düstern geheimen Gängen, die ans Licht des Tages führen, und mit offenen Söllern, die in Nacht und Nebel hineinleiten. Da sind Vorhallen mit offenen Säulenreihen, wo man ohne weiteres hineingeht, und Säle, die zugänglich sind, wenn man die Tür fest anfaßt; da sind aber auch viele, viele Türen, die es Jahrzehnte von Gewalt und List kostet aufzubekommen, und es gibt welche, an denen alle Behendigkeit, alle Anstrengung vergeblich war. Lange war es öde im Schloß: viele standen da in weiter Ferne und freuten sich ob seiner Schönheit und Majestät, einige trieben sich in den Vorhöfen umher, noch weniger faßten die geschlossenen Türen an; jetzt herrscht aber ein Treiben, Tür um Tür wird aufgezwängt, und einer nach dem andern kommt aus dem Schloß heraus und erzählt von den Wunderdingen, die sie dort sahen. Vor zehn Jahren kam ein älterer Mann von dort heraus. Er war zwanzig, dreißig Jahre durch viele kleine Zellen und viele gewundene Gänge umhergewandelt, bis er an eine große Halle kam mit herrlichem Gewölbe, mit mächtigen Tiefen und großen, weiten Ausichten, und er erzählte, was er in den Zellen und in der Halle gesehen, und einige meinten, er sei bis ans Herz des Schlosses gelangt, andere aber sagten, ihm habe in der Vorhalle geträumt.

Der Mann war Charles Darwin, und was er erzählte, war, wie alles, was auf Erden lebt, wie ein gewaltiges Gewand ist, das sich selbst webt, wo der Lauf und die Farbe eines Fadens die des anderen bedingt, und allmählich, wie die Zeit schwand, ward das Gewebe reicher und prächtiger.



Heil'ge Stille.

Weißt du, was die Flocken sprechen,
Wenn sie aus dem grauen All
Sich zur Erde niedersinken? —
Wenn im großen Winterschweigen
Sanft entschlummert Tun und Denken,
Leise dann die Flocke spricht:
„Stör' die heil'ge Stille nicht,
Schweige, lausche!“

Weißt du, was die Stunden sprechen,
Die aus licht-erträumten Höhn
Still zu uns herniedertauen? —
Wenn im trauten Abendfrieden
Wir beglückter aufwärts schauen,
Leise dann die Stunde spricht:
„Stör' die heil'ge Stille nicht,
Schweige, lausche!“

Hans Gäßgen



Weihnachten bei Wilhelm Raabe.

(Nachdruck verboten.)

Wilhelm Raabe, der große deutsche Dichter, der noch viel zu wenig gekannt und gewürdigt ist, gewinnt in unserer Gegenwart eine besondere Bedeutung, weil er unser Schicksal vorausgesehen und gegen den jetzt besiegtten Geist des neuen Deutschland mit den Waffen seiner Dichtung gekämpft hat. Für Raabe war das Jahr 70 kein Glücksjahr, sondern der Anfang unseres Unglücks, da das Volk in Anbetung des Außerlichen und Materiellen versiel. „Wie während oder nach einer großen Feuersbrunst in der Gasse ein Syrupfaß platzt, und weil der Pöbel und die Buben anfangen, zu lecken“ (diesen drastischen Vergleich wählt er im Vorwort zur zweiten Auflage seines „Dräumling“), „so war im deutschen Volke der Geldsack aufgegangen, und die Taler rollten auch in den Gassen, und nur zu viele Hände griffen auch dort danach. Es hatte fast den Anschein, als sollte dies der größte Gewinn sein, den das geeinigte Vaterland aus seinem großen Erfolge in der Weltgeschichte hervorholen könnte!“ Der Dichter hat früh gesehen, was an unserer so viel gepriesenen Kultur der Gründerjahre morsch und hohl war, und in allen seinen Werken versucht, dem gegenüber die idealen Mächte als Wegweiser aufzustellen. So lesen wir heute Raabe mit andern Augen, und besonders zu Weihnachten sollten wir uns in diesen Deutschen der Deutschen versenken, denn Weihnachten war sein Lieblingsfest und in ihm offenbarte sich dem Meister das Schönste der deutschen Volksseele. Wie Dickens der Weihnachtsdichter der Engländer ist, so müßte eigentlich Raabe unier Weihnachtsdichter schlechthin sein, wenn wir nicht bisher so vielfach die höchsten Schätze unseres Geisteslebens zu wenig beachtet hätten. Zur Weihnachtszeit wird gerade das Wunder des Christentums in deutschen Lande leibhaftigste Gestalt. „Schön ist's, die Palmen von Bethlehem und Aegypten in den kalten germanischen Winter rauschen und säuseln zu lassen“, heißt es in den „Kindern von Finckenrode“, und in der Erzählung „Im alten Eisen“ gesteht der Dichter, „daß mir der Mann aus dem sonnigen Nazara am deutlichsten in die Erscheinung tritt, wenn hierzulande die Tage kurz und die Nächte lang sind, die Dachrinnen gießen oder der Schnee fällt.“ In Raabes Erstlingswerk der „Chronik der Sperlingsgasse“ vergoldet ein weihnachtlicher Schein die schönsten Stellen des Buches, sogleich am Anfang die meisterhafte Schilderung des Weihnachtsmarktes, und wundervolle Worte findet der Chronist für die Schönheit des Festes: „Da strömt die Quelle, aus welcher die Kinderwelt ihr erstes Christentum schöpft. An das Gewühl vor den Buden, an den grünen funkelnden Tannenbaum knüpft das junge Gemüt seine ersten, wahren — und was mehr sagen will — wahrhaft kindlichen Begriffe davon.“ Weihnachten ist für Raabe das Fest der innigsten Liebe zu Gott und den Menschen; es ist die kostbarste

Himmelsblume, die hineingeflochten ist in den oft so fargen und düsteren Kranz unseres Lebens. Deshalb fällt auch in so vielen Büchern des Meisters das hellste Licht vom Christfest her auf die Gestalten und Begebnisse seiner Geschichten. Bald ist Weihnachten nur als stimmunggebendes Moment benutzt, wie z. B. im „Lar“; dann wieder breitet es seinen phantastischen Märchenglanz über ganze Erzählungen, so über den bunten Traumzauber der „Weihnachtsgeister“, deren kindlich tiefsinnige Be-seelung an E. T. U. Hoffmanns Weihnachtsmärchen vom Aufknacker und Mauskönig anknüpft.

Noch in die letzten Selbstbekenntnisse von „Altershausen“ klingen diese Weihnachtseligkeiten der Kinderzeit hinein. Aber nicht nur stimmungsvoller Hintergrund und phantastisches Wunder ist Weihnachten für Raabe, sondern in ihm offenbart sich das stärkste seelische Erleben des deutschen Menschen. Das beste Beispiel für diese Bedeutung der Weihnacht im Werk Raabes bietet die gewaltige Schilderung des Weihnachtsfestes im letzten Teil des „Hungerpastors“, die den Höhepunkt der ganzen Dichtung darstellt. Hier ist alles vereinigt, was Raabe sonst in so mannigfachen Gestaltungen zum Lobe seines Lieblingsfestes gesagt. Das Weihnachtsfest in dem Dorf am Meer, in der Hungerpfarre von Gunzenow, gipfelt in der Predigt des alten Pfarrers Josias Tillenius, der von dem Weihnachtsbaum der dörflichen Hütten plötzlich in den Schatten des Baumes der Weltgeschichte tritt, „durch dessen Gezweig der Stern der Verkündigung auf die Krippe zu Bethlehem niederleuchtete.“ Und er erzählt von dem großen Hunger der Welt, der die Hände recht nach dem „Brot, das vom Himmel kommt und der Welt das Leben gibt.“ Der Himmel, der so finster und leer gewesen war, öffnete sich über den Kindern der Erde: alle Völker sahen das große Licht, — die Menschheit riß die Krone von dem gedemütigten Haupt und warf den Purpurmantel von den Schultern. Sie schämte sich ihrer blutigen Wunden, ihrer gefesselten, zerschlagenen Glieder nicht mehr, — sie kniete und horchte. Wahrheit! jauchzte es vom Aufgang; Freiheit! jauchzte es vom Niedergang, — Liebe! sangen die Engel um die Hütte, in welcher die Erbtöchter des Stammes David und Josef, der Zimmermann von Nazareth, den Hirten das Kind zeigten, das in der Nacht geboren worden war. Ehrn Josias Tillenius aber zeigte es jetzt den Kindern seines Dorfes; denn das Weihnachtsfest ist das Fest des Kindes, welchem die erhabenen Opfern fremd bleiben, bis es über den ersten wahren Schmerz nachdenken mußte.“ In die'r Weihe der Weihnacht wird der Held des Romans, der Hungerpastor, innerlich zum echten Geistlichen, der die ganze Bedeutung seines hohen Amtes begreift.

